Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 29. Grand Island, Nebr., 1. Oktober 1908. (Zweiter Theil.) Nummer 6.

Abendtrauer.

Abendtrauer, du heimliche Laute,
Seele des Dunkels, du Jugendvertraute —
Abendtrauer, du tröstendes Leid,
Sanfte Gespiele der Einsamkeit, —
Abendtrauer, du rauschende Kühle,
Abendtrauer— wie ich dich fühle!
Dunkle Lippen, mit Süße getränkt,
Haben sich leise den meinen gesenkt,
Linde Hände mit zärtlichem Strich
Rühren mein Antlitz und lassen mich
Alles vergessen, was mich betrübte,
Abentrauer, du sanfte Geliebte!

Stefan Zweig.

Das Abschiedspicnic.

Humoristische Novellette nach dem Leben von B. Herwi.

Septembersonne wollte gutmachen, was der böse Sommer verschuldet.

Sie schien auf das dunkelblaue Meer, auf die weißen Gestade, sie vergoldete die Wipfel der nahen Waldesbäume und trieb noch immer neue Knospen der Stranddistel heraus.

„Um das Scheiden so recht schwer zu machen", sagte Oberleutnant Braune.

„Zum Abschiednehmen nicht das rechte Wetter", stöhnten Doktor Mühlings, denen die Plackerei der Packerei ohnehin den Tag verdorben hatte.

Assessor Ledaus zankten sich noch zu guterletzt um die Mitbringegeschenke für die Leute.

Frau Atty pladirte für einen Kleiderstoff, der nach mehr aussah als er kostet.

Kohlenbarons gingen noch 'mal auf die Suche nach extra dicken Flundern, und das fünfte Ehepaar des Freundeskreises, der sich zum intimen Umgang zusammengefunden, die ostpreußischen Gutsbesitzers, notirten sich die Adressen der Freunde, um allen zum Herbst von den frisch geernteten grauen Erbsen — Arwken genannt— zu senden.

„Aber nun erst Programm für den Abend, für den letzten am Strande." Der Leutnant rief's so laut, als ob er vor der Front stände.

Die Vorschläge jagten sich.

„Eine Wasserpartie mit Feuerwerk!"

„Ein Souper im Kursaal!"

„Zum letzten Fischerball bei Dorfmusik und Freibier."

Nichts wurde im Plenum angenommen.

Assessors schossen den Vogel ab.

„Ein Picnic!"

„Bravo, bravissimo!"

„Daß man nicht gleich darauf gekommen war!"

„Und natürlich bei Braunes, — da gab's auf keine Kinder Rücksicht zu nehmen beim Jubeln und Jauchzen, auch schien dort die größte Veranda zu sein, und nicht zu unterschätzen blieb die fesche Lotte, die beste aller Köchinnen.

Das Programm wurde festgestellt. Die Herren liefern die Getränke, die Damen je ein Gericht a pro 10 Mark im Werth.

„Ich drei Enten, die Aepfelchen dazu!"

„Ich ein Roastbeef mit Remouladensauce."

„Notiren Sie mich mit Hummern und der Käseschüsse! ..."

„Na, und Sie, Frau Tomaschke ... was können wir von Ihnen erwarten?"

Die kleine runde Ostpreußin, die gesellschaftlich wenig beachtet wurde, sann ein Weilchen nach.

„Wie wär's mit Glumskuchen?" fragte sie bescheiden, „das ist 'ne ostpreiß'sche Delikatesse', das ist für mein Mannchen das Allerbaste!"

Spöttisches Lächeln, amüsante Zustimmung.

„Das essen Sie woll in Kenijsbarg jarne?" neckte der Assessor gutmüthig.

Dann steckten die Damen die Köpfe zusammen.

Sie hatten noch außerdem eine Idee! Nicht nur in realen Genüssen wollten sie schwelgen, nein, erlesene Kunstgenüsse sollten den Abend verschönern. Frau Leutnant wollte Schuberi's „Am Meer" singen, die Assessorin versprach zwei Monologe aus Jungfrau; die Kohlenbaronin dachte an eine Stat-Ueberraschung, nur die kleine Frau Tomaschke schwieg still ...

„Ich habe gar kein Talent!" versicherte sie endlich, „ich kann nur gut zuhören."

Ein herrlicher Tag war's.

Die Herren blieben lange am Meer, gingen dann in den Pavillon, in's Lesezimmer, in die Dünen, die Damen bereiteten sich für den Abend vor, kauften ein, halfen Frau Braune beim Tischdecken.

Die bereits ausgenommene schneeweißen Enten, die abgekochten, dunkelrothen Hummern, das rosige Ochsenfleisch, die silbern umhüllten Käse, dazwischen die zarten Früchte, blaue Pflaumen, gelbe Melonen, eine Farbensymphonie, die alle Nerven der genußsichtigen Menschen in lebhafte Vibration versetzte.

Endlich die Glumskuchen mit ihrem frischen, appetitlichen Duft, von der Künstlerin Frau Ida selbst angeschleppt, da ihre Stine, die im Seebade aushülfe, längst zum Fischerballe gegangen.

So war alles in schönster Vorbereitung, nur Lotte, die Schwingerin des Küchenmessers, die Herrscherin der Quirle und Pfannen — sie fehlte. Frau Alice Braune wurde ängstlich. Lotte hatte sie zwar, als von dem Picnic die Rede, ganz sonderbar angesehen und gewaltige Kopfschmerzen vorgeschützt, aber doch das Aspirin genommen und sich ein bischen auf's Bett gelegt, um den Schmerz zu verschlafen, wie sie sagte.

Ob sie vielleicht noch in ihrem Zimmer?

Frau Alice rüttelte an der Thür.

Fest verschlossen, der Schlüssel abgezogen. Frau Leutnant nahm die Spitzentoilette wieder zusammen und kletterte vom Giebel, wo die jungfräuliche Kammer lag, wieder herunter.

Plötzlich — am Eingang der Bodentreppe — ein weißer Zettel mit Lottens ungefügen Buchstaben und mangelhafter Ortographie:

„Thut mich serr leit, aber habe Kopfkrampf, muss im Beht liegen, Bitte nicht stöhren."

Was nun thun?

Der Ruf der jungen Frau stand auf dem Spiel.

Nie hatten Frau Alice's feine Fingerchen an rohes Fleisch getippt, eine todte Ente war für die Frau Assessor ein Monstrum, Hummersauce zu bereiten — dieser Kalamität standen Alle rathlos gegenüber, das war nicht in Weimar, nicht in Lausanne gelehrt worden, vom Kuchenbacken kannten sie Alle nur das Kinderlied:

„Butter und Salz, Zucker und Schmalz, Eier und Mehl, Safran macht den Kuchen gehl."

Der Kuchen — der bereits fertige, ihre Hoffnung, die einzige.

Die Läden — am Sonntag geschlossen, die Restaurants überfüllt, kein Mädchen in der Nachbarschaft auszutreiben — entweder bei den Kindern, oder zum Fischerball ..... Die weißen, ungeübten Hände rangen sich in stummer Verzweiflung, in einer Stunde wollten die Herren da sein ....

„Ist denn Niemand unter Euch?" inquirirte Frau Alice.

„Ja, wenn Sie es mir anvertrauen wollen, meine Damen!"

Frau Ida's liebes Gesichtchen, ihre resolute Haltung gab auch den Anderen die Fassung wieder.

„Sie können kochen, braten, Saucen machen? Ja? Ja? O, Sie wundervolle Frau! ...."

Sie hätten ihr am liebsten die rundlichen, etwas rothen Hände geküßt.

Schnell eine Küchenschürze, Frau Braune, — so, und nun helfen Sie ...., das Gas angedreht ...., Salz zu den Enten ..., bitte, die Aepfelchen putzen ...., klopfen Sie 'mal 10 Eier auf zur Mayonnaise ..., tüchtig Pfeffer und Salz mengen zum Roastbeef ... Frau Braune, Sie kennen ja die Vorräthe am besten, Butter, feines Oel, etwas Maggi ..., waschen Sie die Petersilie, dann fein hacken ..."

Alle waren beschäftigt, schon verbreiteten sich köstliche Düfte in der Küche ..., da schob die kleine, resolute Ostpreußin alle in's Zimmer.

„Unsere Herren dürfen nicht ungeduldig werden ..., bitte, fangen Sie Ihr Concert immer an, ich lasse Sie nicht im Stich ..."

So kräftig klangen bald die Strauß'schen Tänze aus dem Salon, daß sie sogar das Klopfen des Holzhammers, der das Roastbeef bearbeitete, übertönten.

„Wo ist denn meine Ida?" fragte der Gutsbesitzer.

Er ward aber von den jungen, hübschen Frauen so lebhaft in die Unterhaltung gezogen, daß er kaum noch eine Antwort erwartete ....

Heimlich lief Frau Alice wiederholt in das Kochatelier, mit dem stillen, aber feierlichen Gelöbniß, ihre Malstudien und Sprachstunden aufzugeben und lieber das Kochbuch zur Lektüre zu wählen, die Assessorin hatte schon energisch in ihrem Innern einen Kochkursus beschlossen —da rief Frau Ida das erlösende Wort:

„Nun ist's so weit, Frau Braune, — schnell die Küchenschürz' ab, dann trommeln Sie die anderen Damen her ... Jede nimmt eine Schüssel!" Wie ein kleiner Feldherr ordnete die junge Frau die kulinarische Promenade.

Die Herren amüsirten sich nicht wenig, als der feierliche Zug ankam ...

Der Leutnant befahl zur Attacke, bald war der Enthusiasmus auf's Höchste gestiegen, die Vorräthe verschwanden rasch.

„Excellent! Großartig! Der Saft läuft ja rosig roth, nein, diese Mayonnaise ... Hurra, Braunes Lotte soll leben, das ist ein Juwel! ..."

Plötzlich wurde die festliche Stimmung durch heftiges Klingeln unterbrochen. Fast Mitternacht war's.

Derbe Männerschritte, lautes Sprechen ..., „man wäre schon beim Herrn Doktor gewesen und hätte gehört, daß er hier bei den Freunden, aber er möchte doch man gleich auf den Tanzplatz der Fischer kommen und Bandagen mitbringen, ein Unglück wäre passirt, eine der wüthendsten Tänzerinnen, gerade Braune's Lotte, hätte sich das Bein gebrochen." —

Starr sahen sich die lustigen Weiber an, dann sprang Frau Alice resolut auf, ergriff den — an der Wand hängenden Säbel, faßte den Gatten bei der Hand ...

„Folge mir!" rief sie emphatisch, dann lief sie hinaus, durch die Küche, die Bodentreppe hinan, Rütteln an der Thür, ein heftiger Angriff des leicht die Situation verstehenden Braune — auf flog die Pforte zum jungfräulichen Schlafgemach, es war leer, das Bett unberührt, der Vogel ausgeflogen. —

Schnell war das Räthsel erklärt, der Doktor ermächtigt, Lotten den energischen Abschiedsgruß der Leutnantsfamilie zu überbringen. —

„Aber wer hat denn so wunderbar gekocht?" Das war nun die große Frage der Herren. —

„Hier ist die Künstlerin, die uns alle beschämt hat —" rief das Damenquartett und zog das erglühende Frau Idachen aus dem Winkel ....

„Deshalb auch!" rief Tomaschke ...., „die Anten waren delekat, ganz wie zu Hause, na, komm her, Frauchen, dafür bekommst du 'nen Extrakuß ..."

Selbst die Kohlenbaronin erklärte Ida für die Königin des Festes, der Assessor aber brachte ihr die höchste Ovation da, — er saß einsam am Tische und verzehrte ein Stück Glumskuchen nach dem andern, bis nichts mehr übrig war. —

„Nur aus Pietät an die Kinderzeit", erklärte er:

„Zucker und Salz,
Butter und Schmalz,
Eier und Mehl,
Safran macht den Kuchen gehl."

Der Morgen graute schon, als das fröhliche Picnic zu Ende war. Braune's geleerter Weinkeller konnte davon erzählen.

Wenn es in Japan brennt.

Mit ungläubigem Kopfschütteln liest man hin und wieder von Riesenbränden in Japan und ist nur zu leicht geneigt, die Meldungen von den enormen Verwüstungen, die diese Feuersbrünste an Leben und Eigenthum angerichtet haben sollen, orientalischer Uebertreibung zuzuschreiben. Man wundert sich, daß der Japaner bei seiner unglaublichen Assimilationsfähigkeit und seinem erstaunlichen Scharfblicke für die praktischen Errungenschaften der in seinen Augen sonst so tief unter ihm stehenden Abendländer auch heute noch dem Feuerdämon machtlos gegenüberstehen soll, daß die dortige Feuerwehr nichts von den europäischen und amerikanischen gelernt haben, daß es dort keine modernen Feuerlöschapparate geben soll.

Und doch ist das im großen und ganzen der Fall. Möglich, daß in wenigen großen Hafenstädten heute schon eine Dampfspritze dahergerasselt kommt, und daß die Feuerwehr bis zu einem gewissen Grade nach westlichen Vorbildern eingerichtet ist. Im Innern jedoch, wo man Europas übertünchte Höflichkeit noch viel weniger kennt, als im allgemeinen angenommen wird, und wo man an den altüberkommenen volksthümlichen Bräuchen mit größerer Zähigkeit festhält, werden wohl Jahrzehnte vergehen, bevor der Reisende einem solchen puffenden Ungethüm begegnet. Fehlen doch dort zu dessen wirksamer Verwendung die nothwendigsten Vorbedingungen, gute Straßen und vor allem genügende Wasserzufuhr.

Einen größeren Gegensatz kann man sich kaum denken, als zwischen dem oft an Tollkühnheit grenzenden Wagemut unserer Feuerwehr und deren modernen Apparaten einerseits, und der fatalistischen Apathie und, fast möchte man sagen, Feigheit der japanischen Feuerwehrzünfte und den primitiven, veralteten Requisiten, mit denen sie zum Kampfe anrücken.

Japan hat seine gewaltigen Feuersbrünste gehabt und ist ihnen infolge der Bauart der Häuser noch täglich mehr ausgesetzt, als irgend ein anderes Land. Vor gar nicht langer Zeit brachte eine der dortigen Zeitungen eine Zusammenstellung der zwanzig bedeutendsten Brände, die Tokio seit dem Jahre 1657 heimgesucht haben. Darin sind nur solche eingeschlossen, die ein Areal von mehreren Meilen verheert haben. Drei davon, als die drei großen Brände von Yeddo bekannt, wüteten in den Jahren 1657, 1772 und 1806. Einer brannte sich erst nach mehreren Tagen aus, ein anderer legte ein Häusermeer, sieben oder acht Meilen lang und fast eine halbe Meile breit, in Asche. Daß bei jeder dieser Gelegenheiten mehr als die Hälfte der Stadt zerstört worden sei, einmal sogar 1,270,097 Häuser, ist offenbar übertrieben. Denn da die Bevölkerung Tokios schätzungsweise etwas mehr als eine und eine Viertelmillion beträgt, so wäre damals, wenn jedes einzelne Haus ein Raub der Flammen geworden wäre, durchschnittlich mehr als ein Gebäude auf jeden Einwohner, ob Mann, Frau oder Kind, gekommen.

Auf der anderen Seite fordern die japanischen Häuser eine Feuersbrunst geradezu heraus. Ihr Werth ist so gering, daß ein Hundert-Dollar-Schein oft das Gebäude sammt dem Grund und Boden reichlich ersetzen würde. Bestehen sie doch lediglich aus leichtem Ballenwerk und Papierwänden; bei Nacht oder bei sehr regnerischem Wetter werden höchstens noch hölzerne Außenladen angelegt. Die Dächer sind mit Schilf oder den schweren gewellten Ziegeln gedeckt, die den japanischen Ortschaften ein so eigenartiges Ansehen verleihen. Die meisten Wohnungen sind einstöckig und so leicht gebaut, daß man bei ihrem Anblick unwillkürlich an Puppenstübchen erinnert wird. Unbegreiflich will es erscheinen, wie die Insassen der Gefahr eines Feuertodes ausgesetzt sein können, es müßte denn sein, daß sie im Schlafe von den Flammen überrascht werden.

Daß solche Häuschen meistens bereits niedergebrannt sind, wenn die Feuerwehr erscheint, ist erklärlich. Der Brand eines zweistöckigen Gebäudes aber macht im Verein mit den sogenannten Löschversuchen geradezu einen komischen Eindruck; denn dann treten Bambusleiter und Feuereimer in Aktion.

Jede Feuerwehrzunft erfreut sich nämlich außer der sogenannten Spritze einer oder mehrerer Leitern aus grünem Bambus. Da die Sprossen daran nur leicht und meistens nur mit Bindfaden festgebunden sind, so beschleicht den Fremden schon bei dem Gedanken, sich ihnen unter gewöhnlichen Umständen anvertrauen zu sollen, ein gelindes Gruseln.

Zu Ehren kommen diese zwerghaften Nebenbuhlerinnen unserer auszieh-baren haushohen Feuerleitern bei zwei Gelegenheiten, während der Feier des Neujahrfestes bei akrobatischen Kunstleistungen und manchmal bei einem Brande. In letzterem Falle wird, wenn man den Kampf mit den Flammen überhaupt aufnimmt, die Leiter gegen das Haus gelehnt. Ein Mann klimmt an diesem Konglomerat von Rohr und Schnüren auf das Dach, und einer oder zwei seiner Kameraden postiren sich in Armeslänge von einander auf das wacklige Gerüst. Ein halbes Dutzend anderer schleppt Wasser in Eimern herbei, wie man sie auf den Schweizer Almen in den mehr oder minder zarten Händen der vielbesungenen Sennerinnen sehen kann. Die japanischen Miniatur-Feuereimer fassen kaum eine Gallone. Diese wandern dann von Hand zu Hand, bis dem oben Stehenden die Ziegel unter den dünnen Sandalen zu heiß werden. Dann zieht sich die ganze Gesellschaft zurück und überläßt das Feld entweder der Spritze oder den Flammen.

Diese Feuerspritze ist ein Instrument, dessen sich wohl kein anderes Land der Welt rühmen kann. Es ist nicht leicht, die Variationen zu beschreiben, in denen sie auftritt. Am besten wäre der Kasten noch einem Wassertroge mit einem Deckel zu vergleichen, dem die zu beiden Seiten angebrachten Tragehölzer das Ansehen einer jener kleinen Archen Vater Noahs geben, die wir so häufig auf Kinderbildern sehen. Der ganze Apparat hat eine Größe, oder vielmehr Kleinheit, daß man ihn mit etwas Mühe und Geduld in einem modernen Damenkoffer unterbringen könnte, der ja allerdings eine unglaubliche Menge der verschiedenartigsten Dinge in seinem verschwiegenen Innern zu bergen vermag.

Als unentbehrliches Requisit gehört zu der Spritze ein Bambusrohr mit einem Mundstück aus dem gleichen Material. Den Umfang der Spritze entspricht natürlich auch der Wasserstrahl, den dieses Mundstück „schleudert"; eine kleine Gartenspritze würde sicherlich die gleichen, oder noch bessere Dienste leisten.

Und wie sie daherkommen! Voraus ein Mann, der aus Leibeskräften eine Glocke läutet oder ein Horn bläst, um vor der erschrecklichen Maschine zu warnen. Denn das Völkchen mit den schwerfälligen, klappernden Klötzchenschuhen ist an flinkes Ausweichen nicht gewöhnt. Daneben und hinterher trabt dann die Mannschaft, rufend und schwatzend, gefährlich aussehende Aexte schwingend, die sich indessen bei näherer Untersuchung als ziemlich harmlose, etwa 6 Fuß lange Bambusstäbe mit einer winzigen Picke oder einem Haken an der Spitze entpuppen. Mit welchem Ungestüm die Helden den Flammen auf den Leib zu rücken gedenken, kann man schon daraus schließen, daß alle ohne Ausnahme leichte baumwollene Kleidung tragen und mit Papier-Laternen bewaffnet sind. Welchen Zweck diese letzteren eigentlich haben, ist nicht recht klar.

Bei keinem Ausrücken darf aber die große papierne Fahne fehlen. An Gestalt einer Apfelsine ähnlich, von langen Papierfransen umsäumt, „schwebt sie, schwarz und weiß, der Zunft voran"; denn auf weißem Grunde zeigt sie in Schwarz das Abzeichen der betreffenden Gilde. Allem Anscheine nach spielt sie die Hauptrolle bei jedem Brande. In respektvoller Entfernung von dem Herde des Feuers wird sie aufgepflanzt, und die wackeren Mannschaften halten sich möglichst in ihrem Bannkreis, bis die Flammen so weit herabgebrannt sind, daß man sich ihnen ohne allzu große Gefahr für Leib und Leben nähern kann.

Die Feuerwache unterscheidet sich von irgend einem anderen japanischen Hause durch nichts, als durch ihren Auslug. Wohl gibt es in einzelnen Hafenstädten bereits eiserne Thürme moderner Konstruktion, von denen aus der Feuerwächter das niedrige Häusermeer leicht übersehen kann; im Innern des Inselreiches jedoch bildet ein langer, mittels der unvermeidlichen Bambusleiter zu erkletternder Pfahl mit einer Art Tonne für den Wächter und einer großen Alarmglocke an der Spitze das ganze Feuermeldesystem. Bisweilen fehlt auch noch der Pfahl. Eine fest in die Erde gerammte Leiter ragt senkrecht in die Höhe; oben daran baumelt die Glocke.

Man mag seine berechtigten Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Japaner hinsichtlich ihrer großen Feuersbrünste hegen, eine steht geschichtlich fest, die, soweit der Verlust an Menschenleben in Betracht kommt, vielleicht den gewaltigen Londoner Brand noch in Schatten stellt. Obgleich es, wie gesagt, fast unbegreiflich ist, wie Jemand in einem solchen Gebilde aus Holz und Papier, wie es ein japanisches Haus ist, zugrunde gehen kann, so sind bei jener Gelegenheit nachweislich über hunderttausend Personen dem gefräßigen Elemente zum Opfer gefallen.

Das Feuer brach in jener Brutstätte für Brände, in Asakusa, aus, dem Theil Tokios, der auf alle die einheimischen und fremden Elemente, die Tokio am liebsten „bei Nacht" sehen, eine besondere Anziehungskraft ausübt. Hausen doch dort, „eingekeilt in drangvoll fürchterlicher Enge", die Tausende leichtlebiger Schönen der Kaiserstadt, und nirgends bietet sich den japanischen Lebemännern eine bessere Gelegenheit, allnächtlich die niedlichen Geishas aus nächster Nähe zu bewundern, als in jenem „Tenderloin" der Kaiserstadt. Daß ein solches Viertel im Lande der Holzhäuser und Papierwände für Brände wie geschaffen ist, liegt auf der Hand.

Die entsetzlichen Einzelheiten jener Katastrophe sind über deren Folgen in Vergessenheit gerathen. An eine Bestattung der Todten war nicht zu denken. Dort, wo jetzt der E-to-in-Tempel steht, warf man die Ueberreste der menschlichen Gestalten in eine einzige gewaltige Grube, wie es in Europa zur Schreckenszeit des schwarzen Todes zu geschehen pflegte, und auf diesem Massengrabe erbaute man den Tempel der Hilflosen.

Es war auf einem Ausfluge nach Kamakura, dem reizend gelegenen Orte in der Nähe Yokohamas, als uns das Verlangen nach etwas Substantiellerem in eines der allerliebsten kleinen Theehäuser trieb. Gute Miene zum bösen Spiel machend, zogen wir unsere schmerzenden Glieder vorschriftsmäßig unter uns zusammen und genossen, so gut es eben gehen wollte, die Leckerbissen, welche uns von den niedlichen „Musumes" vorgesetzt wurden. Der Abend war herrlich, wie nur ein japanischer Abend sein kann. Da begann es draußen lebendig zu werden. Alles lief, plapperte und schrie durcheinander. In der Nachbarschaft war Feuer ausgebrochen. Die unverhältnißmäßig geringe Zeche zahlen und hinauseilen, war für uns das Werk eines Augenblicks. Draußen wartete unserer ein Anblick, der auch weniger herzlosen Menschen als wir es waren ein Lächeln abgezwungen hätte. Eines der hübschen kleinen Häuschen brannte. Mit der geringen tragbaren Habe auf dem Rücken — der Möbel hat der Japaner ja nur sehr wenige — brachten sich die Bewohner in Sicherheit. Aus einem der größeren Nachbarhäuser stürmte, des sonst den Leutchen in Fleisch und Blut übergegangenen „nil admirari" ganz vergessend, eine Dame, zwei lange Schlachtschwerter in den Armen. Ihr folgten mehrere Männer mit einer Kriegsrüstung, wie sie die Edlen des Volkes vor der Revolution des Jahres 1868 getragen, und mit einer jener dem Fremden unerreichbaren, mit vergoldetem Messing beschlagenen schwarzlackirten Truhe, die die Daimios zur Aufbewahrung ihrer Waffen zu benützen pflegten. Es war offenbar ein altadliges Geschlecht, dessen Familienstolz dort vor den Flammen gerettet werden sollte. Aus anderen Miniaturwohnungen wurde manch eines der wundervollen Kunstwerke herausgeschleppt, die der Japaner so ängstlich vor den Augen der Außenwelt hütet.

Dem brennenden Hause gegenüber war das papierne Panier der Feuerwehr bereits aufgepflanzt; Spritze, Leitern und Aexte waren ebenfalls zur Stelle. Da aber der Herd des Feuers etwas abseits von den nächsten Gebäuden lag, so hielten die Helden es gar nicht der Mühe wert, einzugreifen; „müßig sah'n sie And'rer Werke und bewundernd untergeh'n" — eine veritable Operettenaufführung.

Ein köstliches Erlebniß mit der japanischen Feuerwehr, das einen Begriff davon gibt, wie hoch, oder vielmehr gering, selbst ein Menschenleben von den Tapferen eingeschätzt wird, erzählt der bekannte Reisende Henry Savage Landor. Während er sich in dem gewerbreichen Osaka aufhielt, rüttelte ihn eines Nachts sein Hotelwirth mit der Kunde aus dem Schlafe, es brenne in der Nähe, und man könne in Japan nie wissen, wo ein Feuer sein Ende finde. Das war ja gerade, wonach des Weltenbummlers Herz sich sehnte. Mit seinem Skizzenbuch in der Hand, stürmte er hinaus, erreichte die Brandstätte natürlich vor der Feuerwehr, während Männlein und Weiblein die dem Europäer unbegreiflichsten Gegenstände davonschleppten. Endlich hörte man in der Entfernung das aufgeregte Geplapper der mit ihren Apparaten herannahenden Brigade. Doch hatten bei ihrem Erscheinen die Flammen nach des Zunftmeisters Ansicht schon solchen Vorsprung gewonnen, daß man beschloß, die Hände lieber davon zu lassen.

Landor, dem das Herz daran hing, das komisch-ernste Bild zu verewigen, ergriff eine der Leitern und saß bald auf dem Dache des nächstliegenden Hauses. In sein Skizziren versunken, bemerkte er nicht, wie die Leutchen, um ihre Leiter besorgt, diese einfach unter ihm weggogen und davontrugen. Erst als es ihm auf seinem Sitze zu warm wurde, rief er ihnen zu, sie sollten doch sein einziges Rettungsmittel zurückbringen. Dazu hatte aber keiner den Muth, und da die Flammen sich langsam durch das Dach fraßen, blieb ihm nichts weiter übrig, als den Sprung von dem zweistöckigen Hause zu wagen. Zu seinem Glücke kam er mit heilen Gliedern und unversehrtem Sizzenbuche davon.

Otto E. Quandt.

Eine alte Sitte,

wie sie durch das Herkommen überliefert ist, wird noch heute in einem oberhessischen Städtchen bei Einführung eines neugewählten Gemeinderathsmitgliedes geübt. Nach dessen Verpflichtung durch den Bürgermeister, und nachdem die vorliegende Tagesordnung berathen und erledigt ist, wird aus dem Archivzimmer ein großer silberner Becher, aus dem sechzehnten Jahrhundert stammend, herbeigeholt und bis zum Rande mit Wein gefüllt. Der Inhalt des Prunkbechers besteht aus einer ganzen Flasche Rebensaft. Das neue Rathsmitglied muß ihn auf einen Zug auf das Wohl der Stadt leeren. Darauf wird nach altem Brauch festgestellt, wie viele Tropfen noch im Becher zurückgeblieben sind. Tropfen für Tropfen läßt man aus dem alten Gefäß auf den Tisch rinnen, wobei man ängstlich bedacht ist, daß die Tröpflein nicht zu groß ausfallen. Ist die Quelle versiegt, zählt man auf dem Tisch die Tropfen sorgsam zu sammen, denn für jeden im Becher zurückgebliebenen Tropfen zahlt das neugewählte Gemeinderathsmitglied im benachbarten Gasthaus, wohin die Rathssitzung verlegt wird, eine Flasche edlen Weines für die älteren Kollegen.